

SPIEGEL
Bestseller-
Autor

LARS HAIDER

**HINTERM
HORIZONT
GEHT'S
WEITER**



HOFFMANN UND CAMPE





LARS HAIDER

**HINTERM
HORIZONT
GEHT'S
WEITER**

HAMMERSTEINS DRITTER FALL

Hoffmann und Campe



1. Auflage 2024
Copyright © 2024 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
www.hoffmann-und-campe.de
Umschlaggestaltung: © zero media, München
Umschlagabbildung: © FinePic®, München
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Gazette LT
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-455-01779-3

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.



HOFFMANN
UNDCAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

**WIR WAR'N ZWEI DETEKTIVE,
DIE HÜTE TIEF IM GESICHT.**





Wenn Heinrich von Treuenfeld Gästen seine Villa zeigte, was er gern und voller Stolz tat, begann er immer im obersten Stockwerk. Es gab zwar im hinteren Teil des Gebäudes einen kleinen Fahrstuhl, aber das behielt der Hausherr für sich. Bei seinen Führungen wählte er grundsätzlich die Treppe, hundertvierundzwanzig Stufen bis unter das Dach, weil er es liebte, seinen Besuchern dabei zuzusehen, wie sie außer Atem und ins Schwitzen gerieten. Von Treuenfeld war zu klein für sein Gewicht, und mit vierundsiebzig Jahren war er nicht mehr der Jüngste. Trotzdem hatte er den Ehrgeiz, bei jeder Hausführung als Erster oben anzukommen. Es gelang ihm fast immer. Was auch daran lag, dass all die Dinge, die einem auf dem Weg begegneten, ihn nicht ablenkten. Weder die Reiterstatue eines Vorfahren im ersten Geschoss noch das gigantische Ölgemälde des Hamburger Hafens im zweiten und schon gar nicht die andere Treppe. Heinrich von Treuenfeld kannte viele herrschaftliche Gebäude in Hamburg, aber eine Treppe, die man exklusiv nach oben, und eine, die man nach unten nahm, das gab es in den wenigsten. Die Villa hatte sowieso mehr von einem Theater als von einem Wohnhaus.

Unter einer Dreiviertelstunde machte er es bei seinen Führungen nicht, dafür gab es zu viel zu zeigen und noch mehr aus der jahrhundertelangen Familiengeschichte zu berichten, die seine große Leidenschaft war. Heinrich fing auf der ersten Treppenstufe an zu erzählen und hörte erst auf,

wenn er mit seinen Gästen auf der letzten Stufe der zweiten Treppe wieder im Salon angekommen war. »So, jetzt haben Sie einen kleinen Einblick, wie wir hier leben«, pflegte er dann zu sagen und fand das sehr hanseatisch.

Für einen echten Hamburger Kaufmann, und ein solcher war Heinrich von Treuenfeld, zählten zwei Dinge: Verträge, die per Handschlag gemacht wurden, und hanseatisches Understatement. Zu Letzterem passte die Villa an der Außenalster nicht, dafür war sie zu groß und zu prunkvoll. Weil sich das nicht ändern ließ, legte Heinrich großen Wert darauf, dass bei den Hauskonzerten, zu denen seine Frau Teile der Hamburger Gesellschaft alle sechs bis acht Wochen lud, maximal ein Imbiss gereicht wurde. Bodenständig sollte das Essen sein – wenn es nach Heinrich ginge, gäbe es nur ein paar Schnittchen. Er ärgerte sich jedes Mal, wenn seine Frau neumodisches Fingerfood bei einem dieser »Caterer« bestellte. Wenigstens die Weinauswahl war ihm vorbehalten. Weshalb es meistens einen Schaumwein aus England gab, der wie ein Champagner schmeckte, aber eben nicht so hieß, und einen Spätburgunder aus Deutschland, der mindestens so gut war wie viele Weine aus dem Bordeaux, ohne jedoch deren Attitüde zu vermitteln. Understatement eben.

Heute hatte seine Frau einen jungen, vermeintlich vielversprechenden Pianisten aus dem Abschlussjahrgang der Musikhochschule zu Gast, die die von Treuenfelds über ihre Familienstiftung seit Jahrzehnten unterstützten. Mit 200 000 Euro im Jahr, wenn sich Heinrich richtig erinnerte, es konnten aber auch 400 000 sein, wer wusste das schon so genau? Einer wie er tat Gutes, das gehörte sich so, und selbstverständlich sprach er nicht darüber. Das machten nur die, die es sich eigentlich nicht leisten konnten. Der Hausherr mochte klassische Musik nicht besonders, aber das interessierte keinen, am wenigsten seine Frau. An den Konzert-

abenden stand Heinrich deshalb jedes Mal an der Tür, um die Gäste zu begrüßen, und freute sich, wenn er jemanden entdeckte, der noch nicht bei ihnen gewesen war. Dann wuchs die Chance, dass derjenige, meist waren es Männer, sich für eine Hausbesichtigung erwärmen und Heinrich von Treuenfeld um große Teile des Konzertes herumkommen würde.

An diesem Abend hatte er doppelt Glück. In der Pause des Konzerts, das angeblich über zwei Stunden dauern sollte, war er mit einem Immobilienmakler und dessen Sohn ins Gespräch gekommen, die sich schon von Berufs wegen für das Haus interessierten. Bevor der Pianist sich wieder an den Flügel setzen konnte, der unhanseatische 180 000 Euro gekostet hatte, waren die drei Herren auf der Treppe und Heinrich in seinem Element. Weil es ein schöner warmer Abend war, hatte seine Frau das Essen auf der Dachterrasse anrichten lassen – es gab Frikadellen und Kartoffelsalat, wenigstens das nach Heinrichs Geschmack. Seine zwei Gäste und er hatten eine Kleinigkeit zu sich genommen, als sie oben angekommen waren, und trafen gerade rechtzeitig zum Schlussapplaus wieder im Musikzimmer ein. Wenn Heinrich sich nicht täuschte, hatte seine Frau seine Abwesenheit nicht bemerkt. Er warf trotzdem ein Hustenbonbon ein, weil er nicht nach den Frikadellen riechen wollte, die mit ordentlich Zwiebeln zubereitet worden waren.

Während jetzt die überwiegend weiblichen Konzertbesucher mit seiner Frau in Richtung Dachterrasse zum Essen verschwanden – sie zeigte ihnen doch tatsächlich den Fahrstuhl! –, stieg Heinrich mit dem Immobilienmakler und seinem Sohn hinab in den Weinkeller. Er öffnete dort einen Chadwick, der angeblich der teuerste Rotwein Chiles sein sollte, im Vergleich zu anderen Rotweinen dieser Güte aber immer noch günstig war. »Dann wollen wir mal zum gemütlichen Teil des Abends übergehen«, sagte er, stieß mit den

beiden an und setzte seinen Vortrag über das Gebäude und seine Familie fort.

Als Vater und Sohn sich, ohne selbst viel gesagt zu haben, anderthalb Stunden später verabschiedeten, war es ruhig im Haus. Heinrich rief nach seiner Frau und ging, als er nichts hörte, davon aus, dass sie sich bereits in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte. Die beiden schliefen seit Jahren getrennt, angeblich weil Heinrich so laut schnarchte. Ihm war das ganz recht, weil er so nicht allzu oft Gefahr lief, dass seine Frau ihn nackt sah, um dann wieder einmal festzustellen, dass er »einen ganz schönen Bauch bekommen« hatte. Das stimmte zwar, aber das hörte man auch mit vierundsiebzig nicht gern.

Als Heinrich gucken wollte, wie spät es war, stellte er fest, dass sein Handy weder in einer der Sakko- noch in den Hosentaschen steckte. Er suchte erst im Weinkeller danach, bevor er sich zu erinnern meinte, es auf der Dachterrasse liegen gelassen zu haben. Das Telefon hatte geklingelt, als er mit seinen Gästen dort oben gewesen war, und Heinrich hatte es leise gestellt und neben den Teller mit den Frikadellen gelegt. Wo es immer noch lag, wie er zufrieden feststellte, als er wenige Minuten später, ausnahmsweise und weil er allein war, mit dem Fahrstuhl im obersten Stockwerk ankam. Das Büffet war fast leer gegessen, die letzten zwei Frikadellen schob sich Heinrich schnell in den Mund, bevor ein Mann mit weißem Hemd und schwarzer Schürze den Teller abräumte. Der Hausherr konnte mit Mühe einen Rülps unterdrücken, spülte die Reste des Hackfleisches mit den Resten des Rotweins herunter, der hier oben ausgeschenkt worden war, und spürte eine wohlige Bettschwere in sich aufsteigen. Womöglich war er auch etwas angetrunken, schließlich war es im Weinkeller nicht bei einer Flasche geblieben.

Heinrich nickte dem Mann mit der Schürze zu, der wohl dieser »Caterer« sein musste, und ärgerte sich einmal mehr

über diese furchtbaren englischen Begriffe, die heute so selbstverständlich verwendet wurden, als brauchte man die deutsche Sprache bald nicht mehr. Der Fahrstuhl war wieder nach unten gefahren, das tat er nach einer gewissen Zeit automatisch, aber Heinrich hatte sowieso vorgehabt, zu Fuß zu gehen. Als er am Treppenabsatz stand, glaubte er, hinter sich ein Geräusch zu hören, wahrscheinlich von den Aufräumarbeiten. Zu träge, um sich umzudrehen, setzte er den Fuß auf die erste Stufe. Dass er in diesem Moment an seinen Golfkumpel, den achtundachtzig Jahre alten Grafen Ferdinand zu Benthausen, denken musste, hätte ihm eine Warnung sein sollen. Der Graf hatte erst die Woche zuvor, es musste am fünften oder sechsten Loch gewesen sein, davon erzählt, dass bei Treppenstürzen in Deutschland jedes Jahr mehr Menschen ums Leben kamen als im Straßenverkehr, und scherzhaft ergänzt, dass »wir Alten« aufpassen müssten, »jede Treppe kann unser Todesurteil sein«. Was Heinrich von Treuenfeld jetzt allerdings auch nichts mehr nützte.